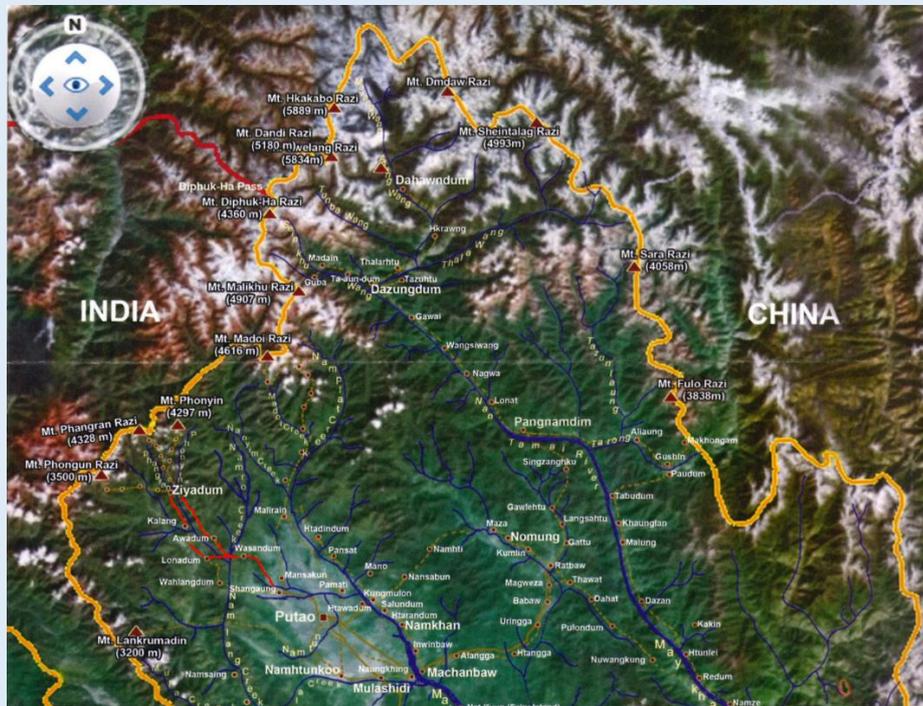


**P**utaO liegt im äußersten Nordwesten Myanmars. In weit verstreuten Dörfern leben außer den Kachin, Rawang, Lisu, Zaiwa, Maru, Yaywin, Lawngwaw, Lachyit, Bamar (Birmanen) und wenige Shan.



Die Trekking-Tour führte uns Ende Dezember 2011 von Putao in das Dorf Wasandum, über Awandum nach Ziyadum, von dort über Kalang und Wasandum zurück nach Putao.

Nach zwei Tagen im lebhaften Yangon flogen wir in den vom Tourismus völlig unberührten Teil des Landes. Unser nicht gerade kleines Flugzeug, setzte zur letzten Zwischenlandung in Myitkyina an. Ausländern war gerade wieder einmal der Besuch des Ortes verboten.

Einige Passagiere, die jetzt zustiegen, scheuten sich nicht, ihre Moped-Helme gleich auf dem Kopf zu behalten. Trauten sie dem Flugkapitän nicht oder war es ihnen einfach nicht der Mühe wert? Elegante Stewardessen verstauten schmutzige Kisten und Plastiktüten mit äußerster Zuvorkommenheit in den Ablagen über unseren Köpfen. Ein Geruch nach Holzkohlefeuer und Erde breitete sich in der Kabine aus. Die Fokker hob erneut ab. Unter uns glänzte der Ayeyarwady im Nachmittagslicht und ließ nicht erahnen, dass an seinen Ufern erneut ein Bürgerkrieg entflammt war. „Aufständische Minderheiten kämpfen gegen die Regierung.“ meldeten die Nachrichten.

Hinter Myitkyina erhebt sich eine große grün bewaldete Bergstufe aus dem flachen braunen abgeernteten Land. Von da an wogte unter uns ein Meer aus Wald bis wir PutaO erreichten.

Die kleine Ortschaft liegt auf einem riesigen Hoch-Plateau an den Ausläufern des Himalayas zwischen den Grenzen des indischen Assam, Arunashal Pradesh und Yunan in China.

Nach der peinlich genauen Kontrolle unseres Permits, das in vielfacher Ausfertigung den reichlich vorhandenen Beamten in einem Bambusverschlag vorgelegt werden musste, stellte sich unser Guide Mr. Win vor. Der Name „Win“ steht in Myanmar in der Häufigkeit unserem deutschen „Müller“ in nichts nach.

Auf einer Anhöhe am Ortsrand von PutaO liegt das PutaO-Trekking-House. In einem hübschen Garten stehen vier schöne Holzhäuser neben Pomelo-Bäumen, an denen die dicken Früchte wie große gelbe Mond-Laternen hängen.



Wir bezogen unser Zimmer und trennten das Gepäck für die nächsten Tage in Mitnehmen und Dalassen.

Viele Wochen vorher hatte ich mir immer wieder in imaginären Modeschauen ausgemalt, was man wohl wann anziehen muss, kann oder soll ... wird es warm oder kalt usw.? Um das Thema abzukürzen: Wir trugen am siebenten Tag genau dass, was wir am ersten Tag angezogen hatten. Nur sah es nicht mehr so aus wie am ersten Tag und vor allem, es roch ganz anders!

Am ersten Morgen in PutaO wärmte uns eine schnelle Nudelsuppe. Gleich darauf bestiegen wir in eisiger Kälte ein Motorrad-Tuk-Tuk. Irgendwie passte die gefühlte Temperatur nicht zu dem was unsere Augen sahen: Bananenstauden und barfüßige Kinderbeine in Flip-Flops. Das Tuk-Tuk rüttelte auf holpriger Erdpiste vorbei an malerischen Gehöften, Stelzenhäuser ganz aus Bambus oder Holz und gepflegten Gemüsegärten. Dahinter lagen goldgelbe abgeerntete Reisfelder, über denen noch der Nebel der Nacht schwebte.



Es ging weiter vorbei an großen wettergegerbten Kirchen aus Holz und kleinen Bambus-Kirchen. So viele Kirchen für so wenige Menschen?



Mit der Kolonialzeit kamen verschiedene religiöse Bewegungen, vor allem aber die Baptisten, in die einstmals animistische Region, erzählte uns Mr. Win.

Schließlich mussten wir vom Tuk-Tuk steigen, weil die hölzerne Hängebrücke ein größeres Gewicht nicht zuließ. Unter den löcherigen Holzbohlen lag ein breites steiniges Flussbett, fast ohne Wasser.



Dann ging es auf einem Sandpfad in Richtung der Berge, bis wir einen schmalen stark strömenden Fluss erreichten.

Vor uns breitete sich eine unglaubliche Szenerie aus: Von irgendwoher waren bereits DIE TRÄGER eingetroffen. Ein junger Mann schnappte sich unseren zwanzig Kilo schweren Packsack, stopfte ihn in eine riesige Bambuskiepe und verschnürte das Paket mit einem Hanfseil. Nachdem er ein hölzernes Kunt angelegt hatte, trabte er leichtfüßig mit dem Korb auf dem Rücken davon, balancierte auf dem nassen Bambusrohr über den Fluss und war danach im dunklen Grün verschwunden.



Ich musste erst einmal meine Trekkingstöcke einstellen, ich musste mein Trinkwassersystem einrichten, das ich auf dem Rücken trug, damit ich jederzeit an meinen „Wasser-Schnorchel“ kam. Ich musste meine Sonnenbrille suchen, den Fotoapparat umhängen, die Kamera herrichten.

Ich überlegte, ob ich vielleicht doch schon die dicke Fleece-Jacke ausziehe, oder erst später, ich zog meine Handschuhe aus und machte dafür einen Schal um und als ich endlich fertig war, musste ich noch einmal auf die Toilette.

Natürlich gab es keine. Während ich mich also in die Botanik begab und darüber nachdachte, ob es hier wohl giftige Schlangen gibt, verluden zehn Träger Eierkartons, Körbe voller Gemüse, Reissäcke und Six-Packs mit Wasser, einen

großen Eisen-Wok, Macheten und Beile und was man sonst noch so braucht, in ihre Bambuskiepen. Es dauerte nicht lange und auch sie waren verschwunden. Nun setzten wir uns langsam in Bewegung.

Als hätte jemand hinter dem Fluss die Berge aufgeklappt. Wir wanderten auf lehmigen Pfaden durch den immergrünen Regenwald. Ehrlich gesagt, schaute ich am Anfang mehr nach unten, als in die Umgebung. Und ich machte mir ernsthafte Sorgen. Eine Woche vor unserem Abflug hatten wir zu Hause nasskaltes windiges Wetter. Das nahmen meine Hüften wirklich übel. Ich konnte plötzlich nicht mehr laufen. Im Sommer begannen wir für unseren Ausflug in den Himalaya zu trainieren. Fast jeden Samstag wanderten wir abwechselnd in Österreich und im Allgäu auf irgendeinen Berg und fühlten uns gut vorbereitet. Doch jetzt, wo es darauf ankam, wollten meine Beine nicht mehr laufen. Aber mein Kopf wollte und so gab es zu jeder Mahlzeit eine Tablette, bekanntlich kann der Wille ja Berge versetzen.



Am Anfang liefen wir auf einem weichen unscheinbaren Gras-Pfad, dann wurde der Weg zu einem Lehm-Pfad, später zu einem Flussbett. Hier spülte der Regen bis zu zwei Meter tiefe schmale Rinnen aus dem Lehm, hatte Steine und Wurzeln freigelegt, tiefe Risse im Berg hinterlassen, das Untere hoch geholt, alles was zeigt, wie alt er ist, alt, sehr alt, aufgeklappter Meeresboden, viele Kalpas alt, abgeschunden und verwandelt, Himalaya.

Wir sprangen von Scholle zu Scholle und balancierten auf schmalen Erdgraden.

Ab und zu trafen wir auf die Träger. Sie lehnten mit dem Rücken an einem Felsvorsprung oder lagen irgendwo am Weg und ruhten sich aus. Und plötzlich waren sie wieder vor uns. Wie auf Leitern stiegen sie über bewurzelte Hänge die senkrechten Abkürzungen empor.

Nach vier Stunden rasteten wir an einem sonnigen Platz in der Nähe einer Quelle. Das Mittags-Lager bot uns eine phantastische Sicht auf das nun weit hinter uns liegende Plateau.



Die Träger breiteten eine Plane aus, entfachten ein Feuer und wirbelten bereits im Wok herum. Sie waren uns Vater und Mutter zugleich, sie wiesen uns den Weg und ernährten uns und wir folgten ihnen ohne Widerrede. An jedem Tag unserer Trecks bekamen wir eine Suppe, ein Reis- oder ein Nudelgericht mit Fleisch und Gemüse und oft eine frische Pomelo.

Der Anbau von Zitrusfrüchten und Reis ist eine der „normalen“ Einnahmequellen der Bauern. Außerdem geht jeder männliche Haushaltsvorstand regelmäßig auf die Jagd. Vom Flughörnchen bis zum Hirsch – wenn einem das Jagdglück hold ist, wird nichts am Leben gelassen.



Zu jeder Mahlzeit bekamen wir den unvermeidlichen *Coffee-Mix*. *Coffe-Mix* ist ein Instant-Getränk, das es wohl nur in Myanmar gibt. Es besteht aus einer Menge Instant-Milch, Zucker und kann „spurenweise Kaffee“ enthalten. Da der Coffee-Mix immer heiß war und wir dringend Flüssigkeit brauchten, schlürften wir das Zeug gerne runter.

Nach einer reichlichen Mahlzeit schleppten wir unsere verwöhnten Körper weiter, während die Träger zusammenräumten, das Geschirr und den Platz reinigten und uns in einer halben Stunden bereits wieder eingeholt hatten. Die Träger, das sind Reisbauern, die die arbeitsarme Zeit nach der Ernte nutzen, um etwas Bargeld verdienen zu können.

Um unser Tagesziel zu erreichen, mussten wir den 1.400 m hohen Shangaune überwinden, auf 900 m abzusteigen und abermals kleinere Bergrücken empor klettern. Wir bewegten uns oberhalb des Ziya-Rivers, der dem Himalaya entspringt und den wir ab und zu unter uns in der Sonne blitzen sahen. Am ersten Tag liefen wir gute sieben Stunden, 900 Höhenmeter, jeder in seinem eigenen Tempo.

Spät nachmittags erreichten wir Wasandum.

Plötzlich hinter einer Biegung und einigen Hügeln tauchten die ersten Grasdächer auf. Hinter ihnen lagen in naher Ferne die blauen Berge Indiens.



Unser Nachtlager befand sich auf dem Grundstück eines Bauern. Um in das Gehöft zu gelangen, balanciert man auf einem eingekerbten Stamm über den Zaun in den Hof.

Die Träger hatten bereits unsere Rucksäcke in das Pfahlhaus geschleppt. Natürlich zogen sie vor dem Betreten des Hauses ihre Schuhe aus. Selbst in der Küche, in der der Boden nur aus Bambuslatten bestand, durch die hindurch man die Erde sehen konnte und die genau genommen nur ein Lagerfeuer mit Windschutz war, wurden selbstverständlich Schuhe vor der Tür gelassen.



Die Zeit von unserer Ankunft bis zum Sonnenuntergang war kurz. Sie reichte gerade, um das Nest zu bauen und zu essen. Die Kinder des Dorfes kamen und bestaunten uns. Fast alle waren barfüßig. Kleine blutige Bäche rannen von ihren Waden, verursacht von einer heimtückischen Sandfliege, die schmerzlos sticht. Wie bei dem Biss durch einen Blutegel wird die Blutgerinnung verhindert, der Stich schmerzt nicht. Schnell ist die Haut von winzigen blutenden Punkten übersät. Da die Sprösslinge selten gewaschen werden, entzündeten sich die permanenten Wunden und es bildeten sich riesige Schorfkrusten auf den kleinen Beinchen.

Peter und ich bekamen ein eigenes *Zimmer*. Das heißt, wir schliefen in dieser Nacht durch einen Hauch aus Bambus vom Haupthaus getrennt. Wie schnell ist man mit wenig zufrieden. In unserer Schlafstatt hatte man ein echtes Bett nachgeahmt. Das B(r)ettgestell war so entworfen, dass die kalte eisige Luft während der Nacht ungehindert unter uns hindurchstreifen konnte. Laut Beschreibung unseres Trekking-Veranstalters sollten nun Decken und Schlafsäcke verteilt werden – wir bekamen eine, aber eine Decke bei 2 °C nachts auf einem Holzbrett?



Die Abendwäsche bestand aus eiskaltem Wasser aus der Tonne. Wir fanden, dass zu viel Wasser für die Haut nicht gut ist, es sollte für das Gesicht und die Hände reichen.

Dann zogen wir über die Tages-Skiunterwäsche die Nacht-Skiunterwäsche und einen Wind-Breaker und lange Wandersocken, eben alles, was sauber und trocken war und was wir im Rucksack fanden. Ich kroch ganz tief in meinen dünnen Baumwollschlafsack und versuchte die schwere chinesische Decke über mich zu balancieren. „Selbst schuld, selbst schuld“ klapperten meine Zähne. Peter hatte nur seinen Seidenschlafsack dabei.

Unsere schmutzigen Wanderhosen hingen auf einer Leine über uns. Der erste Tag hatte uns körperlich erschöpft. Gegen acht Uhr abends begann die Tortur auf dem B(r)ett. Erst jetzt merkte ich, welche Mühe meine kranken Hüften mit mir gehabt hatten. Ich wusste nicht wie ich liegen sollte. Aber so hatte ich es ja gewollt. Ich wollte ja laufen, ich wollte wissen und es am eigenen Leib fühlen, wie die Lisu hier leben und eben auch wie sie schlafen. Und so schlafen sie: auf dem Boden oder auf einem Brett in der feuchten eisigen Luft der Nacht.

Draußen schwatzten und lachten die Träger im Küchenverschlag. Die Leute im Dorf freuten sich. Heute gab es Neuigkeiten aus PutaO. Jemand schlurfte an unserer Hütte vorbei, Hunde bellten, Hähne krächten. Ist es denn noch nicht Morgen? Die Nacht wollte kein Ende nehmen. Tok, tok, tok, klopfte der Tau auf das Wellblech. Über unsere Körper schlich sich der feuchte Nebel durch das lockere Bambusgeflecht. Endlich aufstehen!



Am Morgen waren unsere Kleider nicht nur feucht vom Schweiß, feiner eiskalter Tau hatte sich auf den Wanderhosen abgesetzt. Anfängerfehler!

Ein gutes Frühstück im Küchenverschlag mit heißem *Coffee-Mix* brachte uns wieder auf die Beine und es ging endlich weiter. Wir konnten uns warmlaufen.

Nach der Reisernte beginnen die Tage in den Dörfern geruhsam. Langsam kamen die Bauern aus ihren Häusern, strecken sich in den ersten Sonnenstrahlen und beobachteten neugierig unsere kleine Karawane, die eilig aus dem Dorf zog. Wasandum liegt an einer Schleife des Namro-Creeks, umgeben von wunderschönen Reisfeldern.



Nachdem wir den Fluss über eine abenteuerliche Brücke überquert hatten, wurde es völlig ruhig. In der Ferne rauschte nur noch leise das Wasser über riesige runde Steine.

Wasserbüffel lagen wiederkäuend wie große graue Felsen in den abgeernteten Feldern. Ab und zu schrie ein Gibbon aus dem Wald in die Ebene.



Die Wege wurden schmaler und führten nun durch dunklen immergrünen Wald. Blaugüne Bananenstauden, Riesen-Farne und Flechten, Orchideen und immer wieder Bambus in allen Größen. Ab und zu ein Loch in der dichten grünen Wand und dann ein phantastischer Blick auf schneebedeckte Gipfel.



Nach Schätzung der Wildlife Conservation Society werden heute im Gebiet, das noch zu zwei Drittel bewaldet ist, 150 Tiger vermutet. Diese Annahme gründet sich auf 2003 gemachte Zählungen mit Infrarotkameras. Zwischen 1928 und 1932 sollen allein hier 1400 Tiger erschossen worden sein. Damals war Myanmar noch britische Kolonie. Heute wird der Bestand durch die Nachfrage im asiatischen Arzneimittelhandel bedroht. Ein männlicher Tiger kann die Länge von 2,75 m und ein Gewicht von 190 kg erreichen. Für seine Knochen und sonstigen Bestandteile werden zwischen 25.000 und 50.000 \$ gezahlt.

Die Menschen leben ausschließlich von der Landwirtschaft. Alle Männer jagen selbstverständlich neben der Feldarbeit, könnten sie doch anders gar nicht überleben.

In einigen Dörfern wird Hanf angebaut, der in wieder anderen Dörfern zu Stoff verwoben und letztendlich zu Kleidung wird. Unser Guide, ein Freund der Botanik, kaufte einem Bauern über den Zaun hinweg eine große Pflanze ab. Am Abend trocknete er die Blüten auf unserem Reistopf und am nächsten Morgen baumelte ein schönes Bündel Ganji an seinem Rucksack.



Nun waren wir eingelaufen und Awandum rasch durchschritten. In Awandum fielen uns die *Brandschutzvorrichtungen* auf. Man stelle sich vor, wie ein Bambushaus laut knisternd vor sich hin brennt, während die Menschen den Scheiterhaufen mit kleinen Plastiktüten voll Wasser und Sand bewerfen.

Mittags lagerten wir am Fluss.

Die Träger schlachteten Hühner und am Abend trafen wir bereits in Ziyadum ein. Von hier erreicht man in weiteren vier Tagen Fußmarsch über die Pässe des Himalayas Indien. Der höchste Berg Südostasiens, der Hkakabo Razi liegt in dieser Bergkette.

Meine Frage nach der Grenze zu Indien amüsierte Mr. Win. „Ja, die Grenze, die wird bewacht. Da fährt einmal im Jahr ein Jeep lang.“

Ziyadum, wunderschönes Ziyadum. Der kleine Ort lag in der warmen Nachmittagssonne. Als wir aus dem Wald traten, öffnete sich ein großer Grasplatz. Auf der einen Seite stand ein winziges hölzernes Schulgebäude, davor saßen alte Männer auf Strohmatte und flochten Körbe. Freundlich nickten sie uns zu, als hätten sie uns erwartet. In der Obhut der alten Leute befinden sich immer die kleinsten Kinder, die nicht mehr die Brust brauchen, die aber auch noch nicht lange laufen können.

Wir kauften in PutaO Schulhefte, Stifte und Bücher doch die Kinder hatten gerade „Weihnachtsferien“ und es war etwas schwierig die Lehrerin aufzutreiben. Kleine Hilfestellungen dieser Art sind sehr willkommen. Die Bauern kommen kaum an Bargeld und der Handel mit ihren Produkten ist äußerst schwierig. PutaO kann nur zu Fuß erreicht werden. Alles muss auf dem Rücken in die Ebene zum Markt geschleppt werden.

Ein breiter grasbewachsener Pfad, so breit wie ein Ochsespann Räder hat, zieht sich durch die kleine Siedlung. Links und rechts stehen hinter stabilen Bambuszäunen schöne Pfahlbauten. In den Gärten wachsen Khaki-Bäume.



Auch wir lagerten wieder in einem Pfahlhaus. Diesmal bestanden die Wände aus Rinde. Durch die Ritzen konnte man der Hausfrau auf dem Hof dabei zusehen, wie sie ihren Reis vor den Hühner schützte. Das Haus stand auf dem Grundstück des Dorfvorstehers. Noch bevor die Sonne unterging, richteten wir unser Schlafnest auf dem üblichen Brett ein.

Wenn man am Abend bei den freundlichen Bauern am Feuer sitzt, kann man sich nicht vorstellen, mit welchen Problemen die Menschen zu kämpfen haben. Kriegerische Auseinandersetzungen scheinen weit weg und unreal, Drogenhandel ist unvorstellbar aber Realität.

An der Schule hing ein Schild „Drugs free school“.



Bis zum Essen blieb etwas Zeit und ich trat auf den Weg hinaus. Ein älterer Mann kam hinkend an unserem Gehöft vorbei. Ich zeigte auf sein Bein und machte eine fragende Handbewegung. Er deutete auf einen Baum, gestikulierte unmissverständlich und ich begriff, dass er auf einen Baum geklettert war, hinunter fiel und dass nun vermutlich sein Bein angebrochen war, nun befände er sich auf dem Weg zum Heiler.

Dass er große Schmerzen hatte, konnte man seinen zerfurchten Gesichtszügen leicht entnehmen. Ohne große Worte schloss ich mich dem Mann an und begleitete ihn.

Als er in ein Gehöft ging, nahm er mich tatsächlich mit. Wir zogen unsere Schuhe aus, kletterten an dem schönen Haus die hölzerne Treppe empor und betraten einen großen dunklen Raum mit glänzenden Holzdielen. Dort saßen an der gemütlichen Feuerstelle zwei Frauen.

Dass in dieser Abgeschiedenheit plötzlich eine Fremde einfach so in ein Haus hineinspaziert, schien sie nicht zu wundern. Sicher hatten sie schon längst von uns gehört. Ich setzte mich nun zu ihnen und beobachtete die *Behandlung*. Der alte Mann zog seine Lumpen aus und beide Frauen begannen mit der stumpfen Kante einer altern Kondensmilch-Dose die Haut seines Rückens, am Nacken und an den Oberarmen so lange zu schaben, bis Flüssigkeit austrat und bis sein Körper von roten Striemen übersät war.



Diese Praxis des Hautkratzens wird in Asien oft angewendet, ebenso wie das Schröpfen und die Moxibustion, bei der Beifuß-Wolle über bestimmten Körperpartien kontrolliert abgebrannt wird.

Später brachte ich dem Mann ein paar Tabletten aus meinem Vorrat und der freundlichen Medizin-Frau Nagellack und Süßigkeiten.

Am Abend besuchten wir unsere Köche an ihrer Feuerstelle im Haus des Dorfvorstehers. Im Nebenraum saß dessen Familie um ihr eigenes Feuer und es dauerte nicht lange, da wurden wir eingeladen, uns zu ihnen zu setzen. Schnell fanden wir raus, dass wir alle im gleichen Alter waren und man stellte uns die scheuen Kinder und Enkel vor.

Bei der Gelegenheit sah ich mich ein bisschen um.

Sehen die Häuser von außen sehr schlicht aus, so bieten sie ihren Bewohnern alles, was notwendig ist. Die Feuerstelle bildet den Mittelpunkt. Im hölzernen Fußboden befindet sich ein quadratischer Platz aus Sand, in dem ein ewiges Feuer brennt. Wird gekocht, legt man der Glut größere Stämme nach. Ein Kessel für Wasser steht immer auf einem kleinen Eisengestell daneben und in entsprechender Höhe hängt über dem Feuerplatz ein locker geflochtenes Bambusgestell, auf dem Fleischvorräte und Früchte getrocknet und geräuchert werden.

In einer Ecke des Hauses liegt eine Art Spülküche. Hier steht eine Schüssel mit Wasser und daneben befindet sich ein großes Loch. Wird abgewaschen oder Gemüse geputzt, kann man das Wasser oder die Abfälle durch das Loch in den Hof schütten, wo sich Hühner und Schweine um die Resteverwertung kümmern.

Möbel gibt es nicht. Aber in vielen Häusern stehen große Blechtruhen. Die wenige Kleidung hängt auf Seilen im Raum. Geschlafen wird auf dem Boden.

In einigen Häusern konnten wir große quietschbunt kolorierte chinesische Poster sehen, auf denen ein idealisiertes Traum-Haus, eine Mischung aus amerikanischer Vorstadt und Schwarzwaldidylle, in einer ebenso idealisierten Landschaft steht: Pastellfarbenedes Haus am See, vor dem Haus gestutzte Büsche und gerade gepflasterte Wege, im See rosa Flamingos, am Horizont der Himalaya ...

Sicher träumen schon die kleinen Mädchen davon, einmal in eines dieser schönen Häuser einzuziehen.

Es gibt kein Radio, keinen Fernseher, keine Bücher und Zeitungen, nur Gespräche am Feuer und ab und zu Wanderer und Schmuggler, die das Dorf passieren. Wenn der Krieg in der Ebene ausbricht um Gold- und Jade-Minen, um Einfluss, um Freiheit und Macht, sind die Bauern wieder viele Jahre unter sich. Die Kinder dieser Zeiten kennen keine Ausländer. Sie hören vielleicht von den älteren Geschwistern darüber, wie es war als Fremde im Haus wohnten, die in die Berge liefen, ohne zu Jagen oder Früchte sammeln zu müssen, die so viel Zeit und Geld hatten ohne jeden Sinn.



Der Dorfvorsteher erzählt, dass in PutaO's Bergen ein Skigebiet geplant ist. Die Militärführer beginnen gerade ihr Organisationstalent und ihre hoheitliche Macht für zivile Pläne zu nutzen.

Am nächsten Vormittag zeigte uns der Dorfvorsteher ein kleines Wasserkraftwerk, das die Leute selbst gebaut haben. Über einen Wasserfall wird mit Hilfe einer schüsselgroßen Turbine Strom erzeugt. Dieses kleine Gerät kommt aus China und kostete den Bauern 200 USD, jeder gab etwas dazu. 200 Dollar sind unvorstellbar viel Geld. Niemand weiß hier, dass eine Nacht in der Malikha Lodge, die einige Kilometer von PutaO entfernt liegt, mit 1.200 USD zu Buche schlägt.

Der Dorfvorsteher fragt uns, ob wir sein Reisfeld sehen möchten. Selbstverständlich! Und da packte er meine Hand und zog mich seitlich des Wasserfalls über glitschige Steine den senkrechten Berg hinauf. Mit der anderen Hand klammerte ich mich an die Lianen und dachte daran, was wohl mein Orthopäde zu dieser Aktion sagen würde ... So verhalf er einen nach dem anderen auf seine Reisterrasse.

Bald konnten wir zusehen wie er das abgeerntete Feld in Brand setzte. Die zurückbleibende Asche düngt den Boden für die nächste Saison.



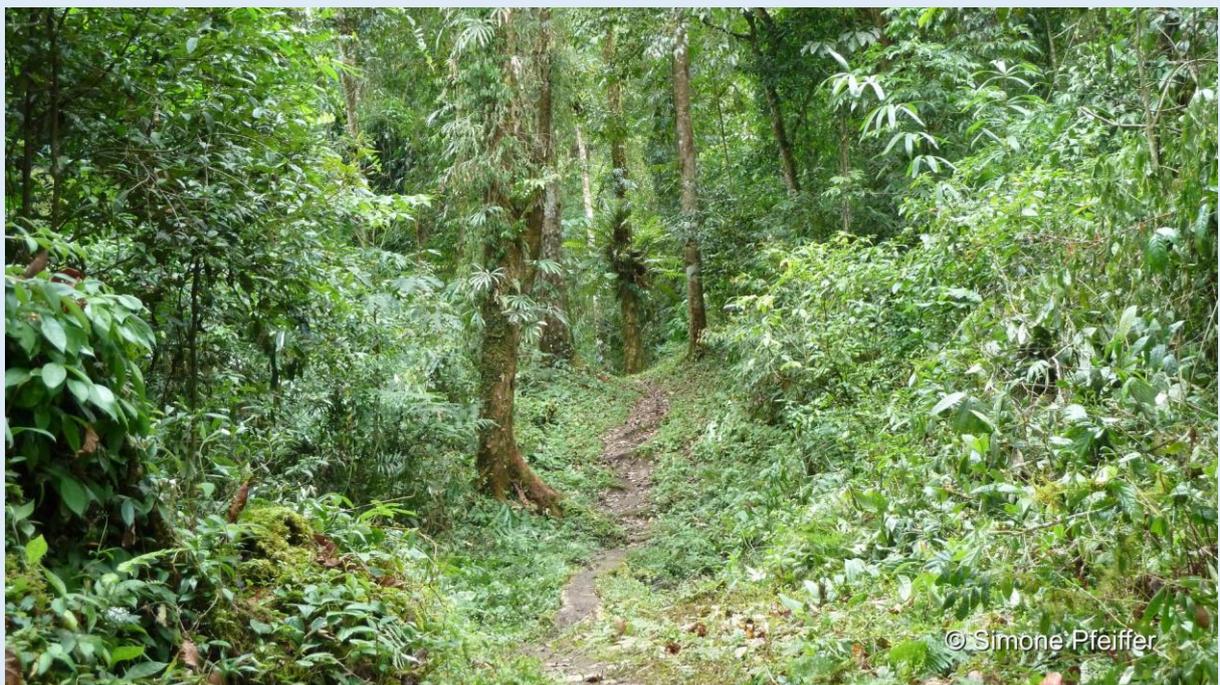
Gern wären wir länger bei den freundlichen Menschen in Ziyadum geblieben, aber am Nachmittag setzten wir unsere Wanderung „planmäßig“ fort. Unserem Guide aus Yangon wurde es langweilig in dieser unzivilisierten Gegend.

Leider mussten wir diesen „Führer“ nehmen. Er war Führer und Aufpasser zugleich und hatte eigentlich einen lockeren Job, wo sollten wir denn in den Bergen schon hinlaufen und eine Verständigung mit den Lisu war auch nicht möglich. Konkrete Fragen zu Land und Leuten im Kachin State hörte er nicht gerne. Sobald ich eine Frage stellte, hatte er es plötzlich eilig. Er nahm seine Arbeit wirklich ernst.



Wie an jedem Tag, so trafen wir auch in Kalang kurz vor Sonnenuntergang ein und logierten bei einer freundlichen Familie. Der Hausherr hatte für uns sein B(r)ett geräumt.

Er bot uns einen Snack an und nahm eine behaarte schwarze Hufe eines rehähnlichen Tiers vom Räuchergitter über dem Feuer und schnitzte kleine Teile davon auf einen Teller und siehe da, es war ausgesprochen gut – geräuchert, getrocknet, sehr aromatisch.



Immergrüner Regenwald und in der Ferne die Kette der schneebedeckten Berge, umgeben die einsame Region.

Am Mittag des nächsten Tages rasteten wir wieder am Fluss. Dorfkinder sprangen von der Bambusbrücke nackt in das eiskalte Wasser.



So verging der letzte Tag des Jahres in diesem wunderschönen abgeschiedenen Paradies. Am Nachmittag erreichten wir bereits unseren Ausgangspunkt Wasandum.



Der Schmied neben einem Tragestuhl. Mit ihm werden Kranke in die Ebene getragen.



An diesem Abend hatte sich ein Gast an unserem Feuer eingefunden. Der zehnjährige Umsche aus einem der Dörfer im Busch. Umsche sollte sich am nächsten Morgen unserem Treck nach PutaO anschließen. Er hatte die Weihnachtsferien bei seinen Eltern verbracht, lebte aber üblicherweise im Haus seines Onkels, um in PutaO die Schule besuchen zu können. Nun saßen wir gemeinsam am Feuer. Die Träger jagten ihm ein Angst ein und drohten, dass er nachts bei den Fremden schlafen muss. Dann freuten sie sich und lachten gutmütig über den verschämten Jungen.

Immer wenn die Tür aufging, fuhr der Wind in die Asche und ließ uns einschneien.

Es war der letzte Tag des Jahres. Später gesellte sich unser Hausherr zum Feuer. Auf dem Rücken trug er seinen jüngsten Sohn in ein Tuch eingebunden. Wir waren schockiert, als wir seinen Arm sahen. Etwas über dem Unterarm gab es nur noch einen hässlichen verwachsenen Stumpf. Der Mann hatte mit Dynamit gefischt. Es war einfach nur enttäuschend, wir glaubten weit genug entfernt von Dingen dieser Art zu sein. Für ihn ist es doppelt schlimm. Was kann er für seine Familie tun? Er kann nicht die Felder bearbeiten und nicht jagen.

Um acht Uhr abends begaben wir uns auf unser Brett.

Das neue Jahr begann gerade einige Minuten nach Mitternacht, da wurden direkt neben unserer Bambushütte zwei Schüsse in die Luft gefeuert. Wasandum lag in dichtem Nebel. Unsere Skiunterwäsche zweifach, plus Windbreaker hatten nicht

vermocht, uns in einen tiefen Schlaf zu bringen. Nun begann ein besonderes Konzert. Alle Einwohner von Wasandum kamen aus der Bambus-Kirche.

Mit lautem Gesang begrüßten sie das neue Jahr. Auch wir sollten etwas davon haben. Jugendliche stellten sich an unserer Treppe auf und schmetterten aus vollem Halse zu der Melodie „Aus den blauen Bergen kommen wir...“ eine religiöse Botschaft, bis ich mich erbarmte und auch ihnen ein gutes neues Jahr wünschte. Endlich zogen die Lieben weiter zum nächsten Haus. Auch den Hunden gefiel das nicht, sie bellten laut bis der Morgen graute.



Am ersten Januartag wanderten wir über den Pass nach Shangaun zurück, wo das Motorrad-Tuk-Tuk am Fluss wartete und uns zurück in die Zivilisation brachte. Wir rochen nach Schweiß, Asche, Erde und Feuer.

Die ersten grauen Holzhäuser erschienen uns nun wie die Vorstadt einer großen Metropole. Jetzt verstanden wir Umsche. Wie phantastisch muss es für ihn sein, an diesem Platz zur Schule gehen zu können. Stolz schaute er vom Tuk-Tuk nach seinen Bekannten, die zur gleichen Zeit zu Fuß aus den Bergen kamen und nach PutaO in die Schule strebten.

Putao ist ein schöner ruhiger Ort. In den nächsten Tagen gingen wir nur spazieren, besuchten den Markt und kosteten die Spezialitäten. Affe stand übrigens nicht auf unserem Speiseplan, obwohl reichlich angeboten.



Bevor wir unser nächstes Ziel in Myanmar anstrebten, mussten wir zurück nach Mandalay. Doch so weit war es noch nicht. Wir genossen den einmaligen Flughafen PutaO.

Schnell machten wir uns mit dem bekifften Sicherheitspersonal bekannt. Einer von ihnen lud mich lachend auf den Tower ein, „damit ich von dort bessere Fotos machen kann“, wie er sagte. Leider oder gottseidank waren die Mitarbeiter des Towers noch nüchtern, ich kam nur bis zur Eingangstür.

Überall herrschte ein fröhliches bekifftes Durcheinander, während wir auf unseren Abflug warteten.



Alles im Schutz eines Raketenwerfers, der mit weiteren martialischen Waffen und entsprechendem Personal an den Guerilla-Krieg in der Ebene erinnerte.

In der kleinen Flughafenwirtschaft, die ebenfalls aus einer Bambushütte bestand, betrank sich das Flughafenpersonal sinnlos. Wir bestaunten das Angebot des Duty Free: Bärenschwänze, Bärenkrallen und -zähne, die seltene schwarze Orchidee bündelweise sowie diverse Schnäpse mit unbekanntem Ingredienzien, aber garantiert die Potenz fördernd.



In Mandalay verließen wir die Maschine. Der Flughafen liegt eine Autostunde von der Stadt entfernt. Peter fragte einen Reisenden nach dem Taxipreis in die Stadt. Der meinte nur lapidar: „Too late, today no Taxi!“. Nun, leider war es schon um sieben Uhr abends und hinter uns machte bereits ein Arbeiter das Licht aus. Aber es wäre nicht Myanmar gewesen: Der freundliche Mann rief von seinem Handy die Fluggesellschaft an und ehe wir uns versahen, saßen wir im Fahrzeug der Crew. Der erste Flugkapitän, der zweite Flugkapitän, der Bordingenieur und eine Stewardess, alle natürlich in ihrem entsprechenden Outfit, brachten uns mit ihrem Fahrzeug, selbstverständlich kostenlos, direkt in unser Hotel.

Das war übrigens Air Bagan. So viel Zeit muss sein!

2012 endete mein Reisebericht mit folgenden Worten:

Sollte es irgendwie möglich sein, werden wir wieder nach Myanmar reisen. Im Moment hört man außergewöhnlich viel in den Nachrichten. Die Bevölkerung hegt große Hoffnungen. Aber auch das Ausland lobt die sich andeutenden Demokratiebestrebungen. Die Realität sieht sicher anders aus. Die Diktatoren haben ihre Uniform ausgezogen, darunter sind sie die Gleichen. Sie haben das Land und die Bodenschätze unter sich aufgeteilt. Der Westen buhlt bei den Machthabern um ihre Gunst. Die Chinesen sind schon lange da. Die das Land Myanmar bildenden Völker, unter anderem die Rakhine, die Shan, Chin und die Kachin, fühlen sich von der größten Volksgruppe, den Burmesen, bevormundet, ausgebeutet und nicht repräsentiert. Die Verlierer sind schon ausgemacht.